

Andreas Hartmann,
Peter Höher, Christiane Contauw
Uwe Meiners, Silke Meyer
(Hrsg.)



Die Macht der Dinge

Symbolische Kommunikation
und kulturelles Handeln

WAXMANN

Die Macht der Dinge
Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln



Andreas Hartmann, Peter Höher,
Christiane Cantauw, Uwe Meiners, Silke Meyer
(Hrsg.)

Die Macht der Dinge

Symbolische Kommunikation
und kulturelles Handeln

Festschrift für Ruth-E. Mohrmann



Waxmann 2011
Münster / New York / München / Berlin

Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland

Herausgegeben von der
Volkskundlichen Kommission für Westfalen
Landschaftsverband Westfalen-Lippe



Für die Menschen,
Für Westfalen-Lippe.

Band 116

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISSN 0724-4096
ISBN 978-3-8309-2470-8

© 2011 Waxmann Verlag GmbH
Postfach 8603, 48046 Münster
Waxmann Publishing Co.
P.O. Box 1318, New York, NY 10028, USA

www.waxmann.com
info@waxmann.com

Redaktion: Dirk Reinhardt
Buchumschlag: Ursula Sprakel
Titelbild: Paul Cézanne, „Table de cuisine: pots et bouteilles“.
Foto: akg-images/Erich Lessing
Satz: Stoddart Satz- und Layoutservice, Münster
Druck: Hubert & Co., Göttingen
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier,
säurefrei gemäß ISO 9706

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany.

Inhalt

Vorwort	9
---------------	---

Ding-Ordnungen

<i>Gottfried Korff</i> Dimensionen der Dingbetrachtung. Versuch einer museumskundlichen Sichtung	11
<i>Hermann Bausinger</i> Die Dinge der Macht	27
<i>Orvar Löfgren</i> The uses of history in consumption studies	35
<i>Hans Jürgen Teuteberg</i> Alltägliche Daseinsformen der Menschen als Objekte einer Neuen Kulturgeschichte	45
<i>Alexander Fenton</i> Material Culture: Museum Collections and Everyday Assemblages	67
<i>Bo Lönnqvist</i> Die Ordnung der Dinge. Über die Ethik im Zusammenhang mit einem konservierten Herrenhof	79
<i>Silke Meyer</i> Geld als Gabe. Wert und Wertigkeit von Geldgeschenken	87

Zeichen und Spuren

<i>Rolf Lindner</i> Rauch-Zeichen. Zur Symbolik der Zigarette im 20. Jahrhundert	99
<i>Herman Roodenburg</i> Two Incorporatory Regimes: On Corsets, Dancing, and Habitus in Early Modern Europe	107
<i>Sabine Wienker-Piepho, Galina Charitontschik</i> Der Goldzahn oder: Distinktionsmerkmale zwischen Ost und West	119
<i>Christine Aka</i> „En Buer wär’k, keen Eddelmann“. Statusdenken und Elitenbewusstsein über den Tod hinaus	129

Inhalt

Dagmar Hänel

Fundstücke. Zur Zeichenhaftigkeit abgelegter Dinge im Kontext aktueller Bestattungskulturen 143

Heide Inhetveen

Scherben-Lese(n). Botschaften aus einem Garten 159

Christine Burckhardt-Seebass

Das Kleid ändern 171

Nils-Arvid Bringéus

Der Wermutbranntweinkönig 181

Erzählen und Erinnern

Andreas Hartmann, Julia Holecek

Stoffe der Erinnerung. Notizen über das vestimentäre Gedächtnis 187

Albrecht Lehmann

Geld, Einkommen und Preise. Überlegungen zum Erzählen über ein heikles Thema 195

Michael Baumgart

Erzählen von Dingen des Lebens. Interviews zur Kleidungsforschung in Westfalen 209

Christel Köhle-Hezinger

Die Flachstrecke. Wohn-Erinnerungen, D-Ost 219

Ernst Helmut Segschneider

Den Trauring gaben sie hin für Zigaretten. Anmerkungen zur Bedeutung und Funktionalität des Tabaks im Lagerleben deutscher Kriegsgefangener des 2. Weltkriegs 227

Rolf Wilhelm Brednich

„Wie das Korn harrt auf Mairegen, hoffen wir auf Freiheit und Frieden“. Das Stammbuch von August von Haxthausen (1812–1860) 245

Dingbedeutungen

Gabriele Mentges

Modemenagerie. Zur Rückkehr der Tiere in die Mode 261

Barbara Krug-Richter

Von Modetieren und Tiermoden. Annäherungen an ein sachkulturelles Phänomen der Gegenwart 273

Sonja Böder, Gitta Böth

„Die Lieb’ ist groß, die Gab’ ist klein, Das nächste Jahr soll’s besser sein!“
Schenken und Geschenke in einer westfälischen Adelsfamilie 287

Christiane Cantauw

Quo vadis, Holzschuh? Zur Interdependenz von Bedeutungszuweisungen
und stofflicher Präsenz am Beispiel einer traditionellen Fußbekleidung 297

Wolfgang Kaschuba

Be-wohnte Dinge 309

Wingolf Lehnemann

Eisenmöbel zwischen Klassizismus und Jugendstil 317

Thomas Spohn

Mors certa hora incerta. Eine mögliche Deutung der geschnitzten
Zifferblätter an Wirtschaftsgiebeln Sauerländer Bauernhäuser
des ausgehenden 18. Jahrhunderts 325

Johannes Tripps

The Priest Assisted by Automaton. Medieval Altars and Altarpieces
with Mechanical Figures 339

Bildsinn

Helge Gerndt

Jenseits der Dinge. Notizen zu Bildpraxis und Bildpragmatik 349

Helmut Hundsichler

Die „Narren“-Semiotik und das „wirkliche Leben“ 359

Wolfgang Brückner

Die folkloristische Optik böhmischen Heiratens. Frühe mitteleuropäische
Zeugnisse des Biedermeier. Vom Bade-Souvenir zur ethnografischen
Landeskartierung 369

Ad de Jong

Das „Zeeuwse meisje“ als Ikon der auferstehenden Niederlande.
Die Belebung niederländischer Volkskultur in Niederländisch-Indien
während des Zweiten Weltkrieges 385

Klaus Roth

Von Toiletten und anderen Symbolen. Die Installation „Entropa“ und
ihre Rezeption in Bulgarien 399

Michael Simon, Gisela Niggemann-Simon

Über die Macht der Bilder oder „Gruss vom Finckenfang“ 417

Inhalt

Michael Schimek

Der Foto-Eisbär – Ein ungewöhnlicher Erinnerungsträger
an schöne Augenblicke 429

Ulrike Frede

Ego [...] hoc epitafium ordinavi et hic in loco erexi.

Ein Breslauer Epitaph und sein Stifter Johannes Pretwitz 443

Heike Pläß

„Der Tod des heiligen Josef hat mir sehr gut gefallen ...“.

Heiligenbilder und Schutzengel aus dem Sauerland 455

Orte und Zeiten

Konrad Köstlin

Jubiläen und Feiern. Erinnerung als Ordnungsleistung 465

Sabine Doering-Manteuffel

Das Phantom der Oper (Paris 1911). Angst, Trance und Traum als

Krisenindikatoren vor dem Ersten Weltkrieg 475

Hans Jürgen Warnecke

Die Leinenweber oder *Dockmaker*, ihre Gilde und die „Borghorster Herren“ 485

Lutz Volmer

Ein Symbol religiöser Erneuerung. Kirchenbau als Gegenstand

gesellschaftlicher Konflikte am Beispiel des ostwestfälischen

Dorfes Jöllenbeck zwischen 1838 und 1877 501

Peter Höher

Die Verwandlung des Narren. Der „Geck“ auf dem Schützenfest

im Sauerland 515

Britta Spies

Anders als erwartet: Der Fackelzug des Neusser Bürger-Schützen-Vereins 531

Gunther Hirschfelder unter Mitarbeit von Chunjing Ren

Einmal Einsamkeit und zurück. Der verkannte Künstler

oder ein chinesischer Koch in Deutschland 543

Hinrich Siuts

Volkskunde in der Universität Münster im 20. Jahrhundert.

Volkskunde und volkskundliche Thematik anhand der

Vorlesungsverzeichnisse 555

Tabula gratulatoria 569

Vorwort

Mit diesem Band möchten die Herausgeber, die Beiträger und die Gratulanten ihre Kollegin, akademische Weggefährtin, Lehrerin und Freundin Ruth-E. Mohrmann zu ihrem 65. Geburtstag beschenken und ihr von Herzen für ihre wichtige, starke, menschlich wie wissenschaftlich authentische Stimme danken, die das Fach Volkskunde weit über die Grenzen der Disziplin hinaus in den vergangenen Dezennien belebt und befördert hat. Diese Stimme war immer und ist es bis heute geblieben: unbestechlich und wetterfest. Dies hat der Jubilarin einen Kreis an wissenschaftlichen Gesprächspartnern und Mitstreitern erschlossen, dessen Umfang und Vielgestaltigkeit wahrlich beeindruckend, vor allem gerade deshalb, weil dieser Kreis in Überschreitung aller Fraktionsbindungen die Weltoffenheit und die Substanz des diskursiven und kommunikativen Austauschs zu Kriterien seiner Zugehörigkeit macht.

Insofern ist die Herausgabe dieses Bandes in der Tat auch ein utopisches Projekt im besten Sinne des Wortes gewesen, denn er umgreift und realisiert einen Möglichkeitsraum thematischer und personaler Kombinationen, den der stärker interessengeleitete wissenschaftliche Alltag unseres verwerfungsreichen Vielnamensfaches kaum mehr verfügbar hält. Dieser Raum freilich ist nicht schwerelos; zu Ehren von Ruth-E. Mohrmann haben wir die Dinglichkeit bzw. das materielle Verfasstsein der Kultur als sein Gravitationszentrum gewählt. Flankierend haben wir der Sachkultur die Sphäre des Symbolischen und der Ritualisierungen beiseite gestellt, eingedenk des Umstandes, dass es die Geehrte war, die auch in Zeiten, als die mit dem Titel dieser Festschrift umrissene Problemkonfigurierung als unpopulär, dem Mainstream zufolge ja geradezu als ausgemustert galt, unermüdlich deren analytisches Aufgabenprogramm ganz oben auf die Agenda der Forschungserfordernisse setzte.

Einen weiteren epistemischen Aspekt wollten wir in der Anlage dieses Sammelbandes stark machen, in der Hoffnung, dass die Zusammenschau der verschiedenen Beiträge den Blick auf eine übergeordnete Argumentationsfigur freigibt. Sie besagt, dass es ein grundsätzlicher Gedankenirrtum ist, die Geschichtlichkeit kultureller Manifestationen gegen deren gegenwärtiges Wirken auszuspielen und umgekehrt die Gegenwart gegen deren Gewordensein. Die fundamentale Relation zwischen – und zugleich das fundamentale Verschiedensein von – Vergangenheit und Gegenwart ist das große Credo, dem sich Ruth-E. Mohrmann in ihrer langjährigen Forschungsarbeit verpflichtet sah, und ihr Augenmerk richtete sich auf diese temporal vergleichende Analyseperspektive vielleicht mehr noch als auf das Feld der räumlichen oder der ethnisch-kulturellen Differenzen. Dennoch: den Blick schärfstens geschult an dem Spannungsverhältnis von Kontinuität und Differenz, von Austausch und Distinktion, befruchtete sie zahllose Arbeiten und Forschungsvorhaben, die den Eigensinn der Dinge, das Lokale, das Situative mit deren kontextuellen Gebundenheiten, deren Herkunft und Rahmungen ins Zwiegespräch brachten.

Für all diese Anregungen können die hier versammelten Beiträge nur ein symbolisches Dankeschön zurückgeben; sie sind dabei aber doch, jeder Einzelne von ihnen, ein Ausdruck des Facettenreichtums unseres an den kulturellen Gegenständen und mehr noch an den Menschen orientierten Faches, die sich mit

den alltäglichsten und den wunderlichsten Dingen umgeben, sich ihrer bemächtigen, sie mit Leben aufladen, ihnen Bedeutung zuweisen und sie mit- und manchmal auch gegeneinander zum Einsatz bringen.

Die Herausgeber möchten zunächst den Autorinnen und Autoren für ihre qualitätvollen Beiträge und für die durchweg angenehme und reibungslose Zusammenarbeit bei dem umfangreichen Projekt danken. Unser besonderer Dank gilt dem Redakteur des Bandes, Herrn Dr. Dirk Reinhardt, der die editorische Betreuung und Organisation ungemein professionell, sachverständig und blicksicher in seinen Händen hielt. Er ist der stille Held dieser Publikation. Danken möchten wir schließlich auch den vielen Gratulanten, die der Geehrten in der Tabula ihre Reverenz erwiesen haben. Angesichts des weitverzweigten akademischen Beziehungsnetzwerkes, in dem sich Ruth-E. Mohrmann bewegt, mag es sein, dass der eine oder die andere von unserer Seite unverzeihlicherweise übersehen wurde. Hierfür bitten wir um generöse Nachsicht und beteuern, dass wir niemanden absichtsvoll ausgeklammert haben.

Wir wünschen Ruth-E. Mohrmann alles Gute zum Geburtstag, Gesundheit und Glück und freuen uns auf ihre weitere Wegbegleitung im neuen Lebensabschnitt.

Im Namen der Herausgeber
Andreas Hartmann

Dimensionen der Dingbetrachtung Versuch einer museumskundlichen Sichtung

I.

Die Frage nach dem Ding im Museum oder genauer (weil auch Feuerlöscher und Luftbefeuchter Dinge im Museum sind) nach dem Ding in musealen Bewertungs-, Zeige- und Wissenskontexten weist in diverse Richtungen. Zum einen zielt sie auf die Eigenart musealer Dinge im Unterschied zu Dingen in praktisch-lebensweltlichen Ordnungen. Daraus ergibt sich – gewissermaßen in Konsequenz – eine andere Frage, nämlich die nach der Präsentation der Dinge im Museum. Denn die Eigenart der Museumsdinge verlangt eine spezifische Anordnung, eine – sagen wir es schon hier – ästhetische Ordnung, selbst wenn es um Kochtöpfe oder Grubenlampen, Heugabeln oder Kittelschürzen geht. Und eine dritte Frage ist schließlich auf das Verständnis der Museumsdinge als Wissensdinge gerichtet. Wie werden aus dem Zeugs Zeugen, Zeugen des Gewesenen – oder allgemeiner: des „Apräsenten“? Wie werden Museumsdinge auskunftsfähig und eloquent? Wie werden sie zu Gegenständen der Erkenntnis?

Über diese Fragen wird seit einiger Zeit intensiv und in vielfältiger Form nachgedacht – nicht allein im Museum, sondern auch in den Wissenschaften und in den Künsten. Und es sind nicht nur die herkömmlicherweise mit Dingen befassten Disziplinen wie Kunstgeschichte, Ethnologie und Archäologie, sondern auch die Philologien und Textwissenschaften, die sich den Dingen als Evidenzlieferanten und Reflexionsagenten zugewandt haben. Selbst Fachrichtungen, die bisher nicht durch ein übermäßig großes Interesse an der Dingkultur aufgefallen sind, melden sich neuerdings zu Wort, wenn es um Fragen der Materialität und Stofflichkeit geht. So ist das etwa in der Soziologie, Psychologie und Philosophie. Es scheint, als sei auf einmal alle Welt dingbesessen – und nicht nur die wissenschaftlich-theoretische Welt. Das Feuilleton richtet seine Aufmerksamkeit auf Dinge und deutet das neue Interesse an ihnen als Rückkehr des Realen nach einer langen Zeit der Dominanz subjektiver Konstruktivismen. Und auch in der Literatur ist eine Zuwendung zu den Dingen unübersehbar: Uwe Tellkamp macht es in seinem *Turm* zum unausgesprochenen Programm, an Alltagsdingen souverän das „andere Leben“ in der DDR zu erklären, Herta Müller beschreibt in ihrer Nobelpreisrede die erinnerungskulturellen Energien eines simplen Taschentuchs¹ und Orhan Pamuk imaginiert ein *Museum der Unschuld* und erzählt, welche Dinge es dort zu sehen gibt (in einer Institution, die übrigens nicht nur in Romanform, sondern demnächst auch „in echt“ existiert).² Ähnlich angelegt ist die „Dingerzäh-

1 Herta MÜLLER: Jedes Wort weiß etwas vom Teufelskreis. In: Der Tagesspiegel vom 8.12.2009, S. 23.

2 Orhan PAMUK: Das Museum der Unschuld. München 2008. Zum Aufbau des realen Museums siehe den Bericht in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 6.9.2008. Vgl. dazu auch Südwest Presse vom 20.1.2010.

lung“ von Leanne Shapton, die um die Jahreswende 2009/10 in der Literaturkritik extensiv gefeiert wurde. Wie Pamuks *Museum* lässt auch ihr Titel eine konsequente Dingorientierung erkennen: *Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Lenore Doolan und Harold Morris, darunter Bücher, Mode und Schmuck*.³

Die aktuelle Konjunktur der Dingtheorie bringt sich nicht nur in Publikationen zur Geltung, sondern auch auf Tagungen. Eine Konferenz jagt die andere. Mein Zettelkasten, in dem Unterlagen aus dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts gesammelt sind, enthält im Januar 2010 28 Ankündigungen, Einladungen und Berichte zu Kolloquien, Tagungen und Symposien. Der erste Beleg aus dem Jahr 2000 erinnert an eine Konferenz in Hamburg, zu der Monika Wagner im Rahmen ihres materialikonografischen Forschungsprojekts unter dem Titel „Material in Kunst und Alltag“ eingeladen hatte.⁴ Der vorerst letzte, im Dezember 2009 zuge stellt, inseriert eine für November 2010 in Eisenstadt geplante Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Volkskunde zum Thema „Stofflichkeit in der Kultur“ und zeigt damit, dass das Fach durchaus die Zeichen der Zeit zu erkennen und Updating-Strategien zu praktizieren versteht. Dazwischen liegen u.a. Konferenzen zur „Materiellen Kultur“ in Cloppenburg (Oktober 2000), zu „Dingen als Zeichen“ des Frankfurter SFB 435 (April 2003), im Deutschen Hygienemuseum in Dresden (Mai 2004),⁵ im Deutschen Historischen Museum in Berlin (Juni 2004), im Ruhrlandmuseum Essen (November 2004), Workshops zur „Dingbefremdung“ in Tübingen (November 2004),⁶ zur „Tücke des Objekts“ in Hamburg (Februar 2009), zu „Stoffen und ihrer kulturellen Aneignung“ im Wissenschaftszentrum Umwelt in Augsburg (April 2007), zu „Werkzeugen und Instrumenten“ im Hamburger Warburghaus (Juni 2008) und, und, und. Rätselhafte Titel lockten („One more things. History, Writing, and Everyday Objects“, Bonn 2005), und verwegene Thesen machten auf sich aufmerksam, so etwa, wenn es in Tagungsankündigungen hieß, dass die wissenschaftliche Zuwendung zu den Dingen „eine Reaktion auf epigonal gewordene Formen der Postmoderne und ihrer textualistischen Irrtümer“ sei. Wie gesagt, bei den hier aufgeführten Veranstaltungen handelt es sich nur um eine kleine Auswahl aus meinem Zettelkasten, und mein Zettelkasten enthält wiederum nur eine kleine Auswahl dessen, was in der *scientific community* in Sachen Dingkultur, Materialität und Stofflichkeit auf Tagungen verhandelt wird.

Die Dingpublikationen und -tagungen zeigen, dass nicht nur im Museum als „Ort der Dinge“ über Sachdominanzen in Sozial- und Mentalstrukturen nachgedacht wird. Die Erörterungen lassen überdies erkennen, dass es ein starkes Interesse an theoretischen Fragestellungen zur Dingkultur gibt. Und zwar gehen die Überlegungen in zwei Richtungen – sie beschäftigen sich zum einen mit der

3 Leanne SHAPTON: *Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Lenore Doolan und Harold Morris, darunter Bücher, Mode und Schmuck*. Berlin 2009. Im Januar/Februar 2010 waren Objekte aus Shaptons Sammlung in einem „Museum auf Zeit“ in der Berliner Galerie „Kunstraum Murkudis“, Münzstraße 21, ausgestellt. Vgl. dazu: *Die Dinge des Lebens*. In: *Der Tagesspiegel* vom 31.1.2010, S. S3.

4 Vgl. dazu den Tagungsband: Monika WAGNER, Dietmar RÜBEL (Hg.): *Material in Kunst und Alltag*. Berlin 2002.

5 Vgl. dazu den Tagungsband: Anke TE HEESEN, Petra LUTZ (Hg.): *Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort*. Köln, Weimar, Wien 2005.

6 Vgl. dazu den Tagungsband: Michael C. FRANK u.a. (Hg.): *Fremde Dinge*. Bielefeld 2007 (*Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 1, 2007).

Funktion materieller Überlieferungen in erinnerungskulturellen Kontexten und zum anderen mit einer „Epistemologie des Konkreten“, also mit Fragen nach dem Zusammenhang von Materialität und Anschauung, Evidenz und Wissensordnungen. Obwohl deutlich kognitions- und emotionstheoretisch ausgerichtet, handelt es sich dabei um Überlegungen, von denen das Museum im Blick auf seine Sammel- und Zeigestrategien profitieren kann. Und so sollen im Folgenden sechs Impulse, die aus dem in der Gegenwart breit entwickelten dingtheoretischen Diskurs stammen, aufgegriffen und museologisch umspielt werden. Vor dieser einer „Theorie der Praxis“ dienenden Sichtung ist es freilich ratsam, noch einmal vier *essentials* der Museum-Ding-Beziehung in Erinnerung zu rufen, um dem dispersen Nachdenken über die Museumsdinge Halt und Fassung zu geben.

II.

Das Museum hat es, so lautet die *erste* Feststellung, mit Dingen zu tun. Im Unterschied zu anderen Bewahrungsanstalten, die die Moderne zum Schutz und zur Erhaltung des Überlieferungsgutes ausgebildet hat (wie etwa Bibliotheken und Archive), ist das Museum die Institution, in der der materielle, genauer der mobile materielle Teil des kulturellen Erbes gesammelt und gezeigt wird. Aus der Spannung von Deponieren und Exponieren bezieht das Museum seine Kraft, die ihm in der Gegenwart zu einer historisch beispiellosen Karriere verholfen hat. Und es gibt Museumstheoretiker, die behaupten, dass der Erfolg des Museums vor allem in seiner „Dinghaftigkeit“ gründe. So sieht es etwa die Kompensationstheorie von Hermann Lübbe. Mit unserem, wie er das nennt, „Vergnügen an geschichtlichen Gegenständen“⁷ kompensieren wir einen „modernisierungsbedingten Vertrautheitsschwund“. Dieser Vertrautheitsschwund nimmt fortlaufend zu. So entsteht das Bedürfnis nach musealisierten Ding- und Sachwelten, die Verlusterfahrungen ausgleichen. Odo Marquard hat Lübbes Beobachtung – übrigens auf einer berühmten Tagung der Staatlichen Museen 1990 in Berlin – zugespitzt und Museumsdinge als das „funktionale Äquivalent des Teddybären [...] in einer wandlungsbeschleunigten Welt“ beschrieben, als die „eiserne Ration an Vertrautem in der modernen Fortschrittskultur“⁸.

Ebenfalls direkt auf das Ding bezogen sind – *zweitens* – die Museumstheorien, die in den Museumsgegenständen Authentizitätsgaranten in einer Welt der Simulationen und Simulakren – oder wie die Begriffe auch immer sonst heißen mögen – sehen. Das Museum, so wird gesagt, sei deshalb eine erfolgreiche Institution, weil es einer Ästhetik der Realpräsenz verpflichtet sei und den Blick auf das Originale, Echte, Kantige und Anstößige lenke.⁹ In den Dingen des Museums

7 Hermann LÜBBE: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982, S. 18.

8 Odo MARQUARD: Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur. In: Andreas Grote (Hg.): *Macrococosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*. Opladen 1994, S. 910–918, hier S. 917.

9 Vgl. dazu: Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Rosmarie Beier, Gottfried Korff (Hg.): *Zeitzeugen. Ausgewählte Objekte aus dem Deutschen Historischen Museum*. Berlin 1992, S. 277–281; Aleida ASSMANN: Zur Mediengeschichte des kulturellen Gedächtnisses. In: Astrid Erll, Ansgar Nünning (Hg.): *Medien des kulturellen Gedächtnisses*. Berlin, New York 2004, S. 45–60, hier S. 57.

glaubt man, einer Welt hinter dem Schleier der Diskurse und Abbilder habhaft zu werden, einer Welt des Eigentlichen, des Authentischen, wobei authentisch nicht mehr nur als eine historisch-quellenkritische Kategorie, sondern auch als eine auf Erlebnis- und Ereignisdimensionen bezogene Konfiguration verstanden wird. Der Kunsthistoriker Hans Belting spricht davon, dass wir im Museum nicht mehr nur die Aura der Kunst, sondern die Aura der Dinge erfahren wollen, was dazu führe, dass die Museen nicht selten einem „neuen Kult des Raumes“ frönten.¹⁰

Damit ist eine *dritte* vom Ding ausgehende Konstellation genannt, die ebenfalls nicht selten als Ursache für die Konjunktur des Museums in der Gegenwart angegeben wird: die Raumerfahrung. Sie gibt mit dem Dreiklang „Sehen“, „Gehen“ und „Verstehen“ eine spezifische Form der Erkenntnis vor, die körperhaft angelegt ist und ihren Grund in der Dreidimensionalität der Dinge hat. Diese Dreidimensionalität wiederum ist Bedingung für die suggestive Wirkkraft musealer Dingarrangements. Der Raum, den das dreidimensionale Ding fordert, erlaubt die Wahrnehmung in Bewegung. Der Körper des Dings, das „Es“, tritt in Dialog mit dem Körper des erkennenden Subjekts, dem „Ich“. Das Exponat als ein körperhaft vorhandener Gegenstand korrespondiert mit dem Betrachter als einem physisch gegenwärtigen Sinnenwesen. Das dreidimensionale Ding im Gegenüber des Betrachters bildet eine Alternative zur Bilderfahrung, die über die Massenmedien organisiert wird. Damit verfügt das Museum über eine Wahrnehmungsform, deren Wirkung durch eine produktive Verbindung von kognitiven und affektiven Faktoren gekennzeichnet ist. Museale Erkenntnis hat ihre Basis also in einer, wie Tony Bennett es nennt, „relationship between epistemic and sensory regimes“¹¹. Wenn Museen ihre Räume und Dingarrangements inszenieren, dann ist dies nicht, wie manche Museumstheoretiker, meist kunsthistorischer Provenienz, kritisieren, Hingabe an Trends der Erlebnisgesellschaft mit ihrem Drang nach Events, nach „Ereignis und Aura“¹², sondern eine Folge der Dreidimensionalität der Dinge: Mit ihnen hat es das Museum sammelnd, erklärend und zeigend zu tun.

Ein *vierter* Punkt ist, wenn es um das Museum geht, anzusprechen. Wie ist sein Verhältnis zum Denkmal? Mit den Museumsdingen teilt das Denkmal Materialität und Anschaubarkeit, Dreidimensionalität und die Erfahrung der Räumlichkeit. Im Gegensatz zu diesen ist es jedoch durch Statuarik, Setzung, durch dauerhafte oder – genauer – längerfristige Botschaften charakterisiert. Die Arbeit des Museums basiert auf einem offenen, varianten Verhältnis von Deponieren und Exponieren. Es organisiert seine Zeigeordnungen in Form expositorischer Bild- und Dingarrangements. Es interpretiert geschichtliche Zusammenhänge immer wieder neu – jeweils aktuellen Erkenntnissen und Interessen verpflichtet. Das Museum hat deshalb eine eher experimentelle als feiernd-bestätigende Beziehung zur Vergangenheit. Nicht „Konsekration“, sondern „Herausforderung“, so hat es Hans Magnus Enzensberger vor Jahren einmal formuliert, sei die Aufgabe des Museums

10 Hans BELTING: Das Museum. Ein Ort der Reflexion, nicht der Sensation. In: Merkur 640, 2002, S. 649–662, hier S. 655f. Vgl. dazu auch Beat Wyss: Habsburgs Panorama. Zur Geschichte des Kunsthistorischen Museums in Wien. In: Gert Melville (Hg.): Institutionalität und Symbolisierung: Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 559–567, hier S. 567.

11 Tony BENNETT: Pedagogic Objects, Clean Eyes, and Popular Instruction. On Sensory Regimes and Museum Didactics. In: Configurations 6, 1998, S. 345–371, hier S. 350.

12 Vgl. dazu Dieter MERSCH: Ereignis und Aura. Untersuchung zu einer Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M. 2002.

als eines „Ortes der Tradition“¹³. Das Museum behandelt seine objektbezogenen Arrangements nicht in „erinnerungsfester und revisionsresistenter“ Form,¹⁴ sondern als Bilder eines Raumes, in dem die Dinge in ständig wechselnden Verhör-anordnungen als Zeugen aufgerufen werden. Allein das Fragmentarische der dinghaften Überlieferung verlangt eine Rekontextualisierung – und diese folgt dem jeweiligen aktuellen Forschungsstand: So sind Sichtwechsel und Reflexionsdistanz eo ipso – aufgrund der Dinghaftigkeit musealer Präsentationen – gewährleistet.

III.

Alles in allem: Museumsdinge haben es in sich. Und so möchte ich sechs impulsgebende Stichworte aufrufen, deren Musterung helfen soll, die schwierige Rolle von Dingen im Museum begreifbar zu machen. Es sind Stichworte, die im aktuellen Nachdenken über Dinge und deren epistemische Leistung erörtert und stark gemacht worden sind. Sie fügen sich produktiv in Konzepte, die in Bezug auf die Dingwahrnehmung und -erkenntnis im Museum seit einigen Jahren immer wieder diskutiert worden sind.¹⁵

Stichwort Nummer 1 ist Präsenz – und zwar in jenem Sinn, wie ihn Hans Ulrich Gumbrecht in seinem 2004 erschienenen Essay *Diesseits der Hermeneutik* expliziert hat.¹⁶ Das Verlangen nach Präsenzeffekten, so Gumbrecht, führt zu vielfachen Formen der Präsenzproduktion. Dabei spielen Dinge eine hervorgehobene Rolle, weil sie gleichermaßen eine Sinn- und Präsenzkomponente haben. Die physische Präsenz der Dinge erlaubt, so Gumbrecht, Sinn- und Präsenzeffekte in Gleichzeitigkeit. Diese Gleichzeitigkeit stimuliert die Einbildungs- und Vorstellungskraft. Die so gegebene Simultaneität von Sinn und Wahrnehmung ist Kennzeichen auch einer der wichtigsten Museumstheorien der letzten Jahre, nämlich der Semiophoretheorie von Krzysztof Pomian.¹⁷ Semiophoren haben, so heißt es bei ihm, eine semiotische und eine materielle Seite. Pomians Semiophorenkonzept ist Bestandteil einer Geschichte und Anthropologie des Sammelns. Immer mehr Dinge gelten als sammel- und museumswürdig. Die Ausweitung der Sammelinteressen und Sammelgebiete hat, so kann Pomian zeigen, in den letzten zwei Jahrhunderten eine überaus starke Dynamik entwickelt. Die Gründe dafür liegen in einem wachsenden Reliktanfall, der eine Folge geänderter Produktions- und Konsumtionsbedingungen ist und der mit Prozessen der einander bedingenden Wertminderung und Wertsteigerung einhergeht. Das Verhältnis von *trash* und *treasure* wird so ständig neu definiert, Taktiken und Praktiken der Bedeutungszumessung ändern sich fortlaufend. Allein die Grenze zwischen Vergangenheit und Gegenwart, also die Grenze, die darüber entscheidet, ob etwas als alt im Sinne von ent-

13 Hans Magnus ENZENSBERGER: *Museum der modernen Poesie*. Frankfurt a.M. 1960, S. 9.

14 Vgl. dazu Ulrich SARCINELLI: Politische Inszenierung im Kontext des aktuellen Politikvermittlungsgeschäfts. In: Sabine R. Arnold, Christian Fuhrmeister, Dietmar Schiller (Hg.): *Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht*. Wien, Köln, Weimar 2003, S. 146–157, hier S. 152.

15 Vgl. dazu Gottfried KORFF, Martin ROTH (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schau-bühne, Identitätsfabrik*. Frankfurt a.M. 1990.

16 Hans Ulrich GUMBRECHT: *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*. Frankfurt a.M. 2004.

17 Krzysztof POMIAN: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*. Berlin 1988.

sorgungs- und abfällig oder – umgekehrt – von bewahrungs- und ehrwürdig gilt, unterliegt einer progredient sich beschleunigenden Verschiebung in Richtung Gegenwart. Was entsorgt wird, wird dem Leben fremd und muss durch semiotische Operationen verständlich gemacht werden. Das ist der Ansatz der Semiophoretheorie.

Dinge im Museum sind nämlich aus den Nützlichkeitsordnungen des Lebens herausgelöste Dinge. Im Museum erhalten sie eine *neue* Bedeutung. Und für Objekte, die diesen Bedeutungswandel hinter sich haben, hat Pomian das Kunstwort „Semiophor“, also „Zeichenträger“, vorgeschlagen. Semiophoren sind, wie Pomian schreibt, zweigesichtige Gegenstände; sie haben eine materielle und eine semiotische Seite, sind so gleichermaßen der Vergangenheit wie der Gegenwart zugewandt und halten die „Kommunikation aufrecht zwischen dem Unsichtbaren, aus dem sie kommen [...] und dem Sichtbaren, wo sie sich der Bewunderung aussetzen“¹⁸. In Pomians Semiophorenkonzept sind grundlegende Eigenarten der Museumsdinge benannt: ihre Materialität, ihre Bedeutsamkeit, ihre Fremdheit, die Neugierde und Staunensprozesse zu evozieren in der Lage ist, ihre Physikalität, die sie für sinnliche Formen der Erkenntnis, für die Produktion von Präsenz, geeignet macht. So wie Gumbrecht auf der Präsenz, so insistiert Pomian auf der Dinghaftigkeit der musealen Objekte. Sie ist der Garant von sinnlicher Präsenz und Dauerhaftigkeit.¹⁹

Diese beiden Eigenschaften machen Museumsdinge zu wichtigen Agenten historischer Sinnbildung. Hannah Arendt hat sogar die These von der Dinghaftigkeit grundsätzlich *aller* Erinnerung aufgestellt. „Ohne die Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt, weil die Erinnerung der Verdinglichung für ihr eigenes Erinnern bedarf, würde das lebendig gehandelte, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke spurlos verschwinden“, so heißt es in *Vita activa*.²⁰ Auch wenn man darüber diskutieren kann, ob Erinnerung und Dinghaftigkeit in der von Hannah Arendt formulierten Weise kognitiv verflochten sind, unbestreitbar ist, dass Dinge eine Erinnerungskraft besitzen, zumindest über eine Erinnerungsveranlassungsleistung verfügen. Oder anders gesagt: Materialität ist eine der Voraussetzungen für Form und Funktion des „kulturellen Gedächtnisses“, wie es von Jan Assmann dargetan worden ist.²¹ Die Bedeutung, die Pomian der Dinghaftigkeit, der Materialität und der Physis der Semiophoren beimisst, wurde mittlerweile zur Ausgangsfrage neuer Forschungsprogramme – etwa die Analyse der „Oberfläche“, wie sie von Horst Bredekamp an der Humboldt-Universität entwickelt wird,²² oder die Erkundung der Materialikonografie (wie sie zeitweise intensiv von Monika Wagner in Hamburg betrieben worden ist),²³ oder die Erarbeitung einer dingbezogenen Theorie der „objektiven Hermeneutik“, wie sie in Frankfurt am Main gemeinsam von Archäologen und Soziologen auf die Tages-

18 Ebd., S. 81.

19 Vgl. dazu Edward SHILS: *The Endurance of Past Objects*. In: Ders.: *Tradition*. London 1981, S. 63–161.

20 Hannah ARENDT: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München 1981, S. 87f.

21 Jan ASSMANN: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M. 1988, S. 9–19.

22 Horst BREDEKAMP, Gabriele WERNER: *Oberflächen der Theorie*. Berlin 2003.

23 Vgl. dazu WAGNER, RÜBEL (wie Anm. 4).

ordnung gesetzt worden ist.²⁴ In jedem Fall geht es um Probleme dessen, was man „materiale Semiose“ nennen könnte.

Damit bin ich bei einem zweiten Komplex der Dingthematization, bei der Dialektik von De- und Resemiotisierung, mit der das Präsentmachen, die „Präsentifikation“, wie es bei Gumbrecht heißt, immer zu tun hat. Wenn Dinge gesammelt, also semiophorisiert werden, werden ihre instrumentell-funktionalen Einbindungen in bestehende Kontexte zerstört. Es findet eine „Desemiotisierung“ statt. Diese hat eine „Resemiotisierung“ zur Folge: die Herstellung einer neuen, einer präsentifikatorischen Ordnung, die einer epistemischen und/oder ästhetischen Logik folgt. Dinge kommen als Fragmente, als Bruchstücke, als Fremdkörper ins Museum und müssen deshalb redimensioniert, d.h. in Verstehensschemata eingefügt werden.²⁵ Dies geschieht entweder explikativ oder suggestiv, zumeist in einer Mischform, die das Medium Museum zum einen wegen der Anmutungsqualität und zum anderen wegen der Dreidimensionalität seiner Überlieferungsstücke verlangt. Die Fragmentarität der Überlieferung, die zunächst als Handicap erscheint, erweist sich auf den zweiten Blick als Chance. Das Fragment ist „Lehrmeister der Fiktion“, so hat André Malraux die epistemische Konstellation der bruchstückhaften Überlieferung genannt.²⁶

In der *new museology*, wie sie in den 1980er/90er Jahren in ausdifferenzierter Form in den USA entwickelt worden ist, heißt der gleiche Sachverhalt *poetics of detachment*, wobei das *detachment* auf das Fragmentarische und *poetics* auf das Ästhetische der Präsentifikation bezogen ist.²⁷ Ähnliches meinte auch die Formulierung „Evokationskraft der Fragmente“, die 2004 als Leitbegriff einer Potsdamer Tagung über die „Archäologie des Kalten Krieges“ stand. Dass das Fragment übrigens nicht nur über eine Evokationskraft, sondern – als historische Quelle – auch über eine Disziplinierungskraft verfügt, zeigten Diskussionen und Konflikte im Supergedenkjahr 2009, als heftig über authentische Reste der Zweistaatlichkeit gestritten wurde – bis hin zu einem gescheiterten Denkmalwettbewerb.²⁸

Unter dem Titel „Die Mumie kehrt zurück“ hat Knut Ebeling 2002 in einem Essay die an der archäologischen Hardware geschulten Forschungsverfahren als Modell für eine an einem erweiterten Quellenverständnis interessierte Historiografie empfohlen.²⁹ Die fragmentarische Überlieferungssituation und die Textlo-

24 Vgl. dazu die Tagung des Frankfurter Sonderforschungsbereichs 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“: Die Dinge als Zeichen. Kulturelles Wissen und materielle Kultur – Perspektiven einer kulturwissenschaftlichen Synthese vom 3. bis 5. April 2003 in der Johann Wolfgang Goethe Universität.

25 Vgl. dazu Gottfried KORFF: Bildung durch Bilder? In: Historische Zeitschrift 244, 1987, S. 93–113.

26 André MALRAUX: Das imaginäre Museum. Frankfurt a.M., New York 1987, S. 21.

27 Vgl. dazu Barbara KIRSHENBLATT-GIMBLETT: Objects of Ethnography. In: Ivan Karp, Steven D. Lavine (Hg.): Exhibiting Cultures. The Poetics and Politics of Museum Display. Washington, London 1991, S. 386–443, hier S. 428.

28 Vgl. dazu: Patriotismus der Heimwerker. In: Der Spiegel vom 5.5.2009, S. 146–149; Freiheit für die Schlümpfe. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.5.2009, S. 31. Zur Archäologie des Kalten Krieges vgl.: Archäologie des Wahnsinns. Ein Symposium über Relikte des Kalten Kriegs in Potsdam. In: Süddeutsche Zeitung vom 8.6.2004.

29 Knut EBELING: Die Mumie kehrt zurück. Zur Aktualität des Archäologischen zwischen Philosophie, Kunst und Technik. In: Weimarer Beiträge 48, 2002, S. 273–289. Vgl. dazu neuerdings auch Knut EBELING, Stefan ALTEKAMP: Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten. Frankfurt a.M. 2004. Vgl. dazu auch Ulrich VET: Der Archäologe und das Fremde: Zur Erkenntnisstruktur der Ur- und Frühgeschichtswissen-

sigkeit, mit der es die Archäologie zu tun hat, werden der Geschichtswissenschaft als Leitbild für redimensionierende Operationen angeraten. Überhaupt erleben archäologische Methoden – wahrscheinlich wegen ihres spezifischen Blicks auf die Materialität und wegen ihrer Kompetenz in puncto Rekontextualisierung – eine Konjunktur, die sich als produktiv für die Behandlung von Museumsdingen erwiesen hat (und erweist). Mittlerweile hat Ebeling das Thema in einem Sammelband, ebenfalls 2004 erschienen, noch einmal aufgegriffen und unter dem Titel „Die Mumie kehrt zurück II“ die Archäologie den Geisteswissenschaften als neue Leitwissenschaft empfohlen, und zwar mit dem Argument, dass sie „über ein Potential und ein Instrumentarium zur Erkenntnis der unmittelbaren Gegenwart“ verfüge. Sie reiße die subjektiven Schleier von der Gegenwart. Was die Archäologie als Orientierungswissenschaft empfehle, sei ihr gekannter Umgang mit der „Härte der Materialität“, mit dem festen, „subjektunabhängigen“ Gegenstand, „der wie der berühmte Stein dem Spaten beharrlich widersteht“. Die Härte der Materialität stehe gegen die Weichheit der Interpretation, die Substanz des Kerns gegen trügerische Oberflächen, die Archäologie gegen Geschichte, Hardware gegen Software usw.

Wenn hier ausführlich von der „Sach“-Kompetenz einer neuen Archäologie die Rede ist, dann dürfen auch die neueren Entwürfe aus der Ethnologie nicht übersehen werden. Denn ein wichtiges Stichwort – und das ist das dritte, das hier aufgerufen wird – ist das des „Museums der inneren Ethnologie“, wie es Peter Sloterdijk in seinem berühmten und folgenreichen Museumsessay aus dem Jahr 1989 skizziert hat.³⁰ Sloterdijks Essay ist eine Absage an die in den 1980er Jahren stark traktierten kompensatorischen und identitätsfixierten Museumskonzepte, und er stellt diesen das Konzept eines Museums als „xenologische Institution“ entgegen. Darunter versteht er eine Einrichtung, die eine Begegnung und Kommunikation mit dem Fremden, dem Fremden auch der eigenen Kultur organisiert. Aus dieser Überlegung erklärt sich der Entwurf des Geschichtsmuseums als ein Museum der „inneren Ethnologie“. Erfahrungen des Fremden – Alteritätserfahrungen pflegt man das heute zu nennen – sind konstitutiv für das Museum, paradoxerweise übrigens auch für den erfolgreichsten Museumstyp des 20. Jahrhunderts, für das Heimatmuseum, weil es fremd gewordene, eben aus den Lebensordnungen des Hier und Heute entfernte (= entfremdete) Dinge sind, die in seine Sammel-, Zeige- und Explikationsordnungen aufgenommen werden. Das Museum profitiert von den Dingentfremdungen der Moderne und ist gleichzeitig der Ort, wo die Entfremdungen in kognitiv produktive Befremdungen, als Vorbedingungen für Verstehensakte, umgesetzt werden können. „Schule des Befremdens“, so hieß denn auch der Titel von Sloterdijks Essay.

Der seltsame Schwebezustand von Museumsdingen gründet darin, dass sie erstens „verrückte“, in neue Zusammenhänge eingefügte Dinge und zweitens gleichzeitig durch Nähe und Ferne gekennzeichnete Dinge sind. Dies macht sie

schaft. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 128, 1998, S. 125–137. Dazu aufschlussreich auch der Sammelband von Ulrich VEIT u.a. (Hg.): Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Münster u.a. 2003.

30 Peter SLOTERDIJK: Museum. Schule des Befremdens. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Magazin vom 17.3.1989. Vgl. dazu auch Gottfried KORFF: Das ethnographische Museum: Schule des Befremdens? In: Attila Paládi-Kovács u.a. (Hg.): Times, Places, Passages. Ethnological Approaches in the New Millennium. Plenary Papers of the 7th SIEF-Conference. Budapest 2001, S. 133–151.

zu besonders dienstbaren Agenten für Prozesse der Verständigung. Museumsdinge sind dem Betrachter zugleich nah, denn sie bieten sich in räumlich-physischer Nähe, und fern, weil sie aus anderen Welten, aus historisch oder regional anderen Welten stammen. Ein mittelalterliches Aquamanile bietet sich unmittelbar den Augen des Betrachters, ist ihm aber in Bezug auf die funktionalen, mentalen und kognitiven Ordnungen, denen es entstammt, fremd, unbekannt und unvertraut. Was für das Aquamanile gilt, trifft mittlerweile gleichermaßen zu für den Webstuhl des 18. Jahrhunderts, die Schnurrbartbinde der Zeit um 1900 oder die Parkuhr aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die solcherart in Museumsdinge eingelagerte Dialektik von nah und fern setzt Staunen, Neugierde und spezifische Dechiffrierleistungen in Gang.

Der Zusammenhang von Ent-, Be- und Verfremdung, wie er in Museumsdingen deutlich wird, spiegelt sich in der Verwandtschaft von Ethnologie und Surrealismus, dessen Kult banaler Dinge – André Breton oder Michel Leiris sind die Namen, an die hier zu denken ist – von der Ethnologie angeregt war. Zudem hat die surrealistische Zuwendung zu einfachen Dingwelten dem Museum (zunächst dem Kunst-, dann dem Geschichtsmuseum) starke Impulse gegeben. Das hat der Kunsthistoriker Werner Spies 2003 in seiner Laudatio auf den 95-jährigen Ethnologen Claude Lévi-Strauss hervorgehoben:

„Gegen das Abtauchen in die anonyme Geschichte, gegen das Vergessen stehen bei ihnen [gemeint sind die Surrealisten und die ihnen folgenden Künstler] wie ein selbstverständliches, alles begleitendes Continuo, das Inventar und das der Ethnologie abgeschaute Bedürfnis zu klassifizieren. Sie [die Künstler] entdecken den Verlust, den Lévi-Strauss auf Reisen und beim Studium notierte, in ihrer eigenen, europäischen Umwelt. Diese scheint mehr und mehr auf den sammelnden und distanzierenden Blick angewiesen zu sein.“³¹

Abfall oder Fetisch: Damit ist eine Konstellation benannt, die in der aktuellen Ethnologie der Dinge eine wichtige Rolle spielt, auch in Bezug auf das Museum, wie wir es in der Untersuchung von Karl-Heinz Kohl, Ethnologe in Frankfurt, lesen können. Sie trägt den bezeichnenden Titel *Die Macht der Dinge*.³²

Abfall oder Fetisch, *trash* oder *treasure* – diese Formel figuriert als viertes Stichwort. Ethnologen seien Lumpensammler, die ihr Heil im Mülleimer suchten – darauf habe er schon 1952 auf einem Anthropologenkongress hingewiesen, so Lévi-Strauss in seiner Autobiografie.³³ In der Folgezeit hätten dann allmählich auch Historiker die „Bedeutsamkeit der minderen Fakten des Alltagslebens“ er-

31 Werner SPIES: Ein Blick, der heute möglich ist, wird morgen nicht mehr sein. Schockierende Konfession der Zerbrechlichkeit des Menschen. Das Vermächtnis des Ethnologen Claude Lévi-Strauss. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.12.2003, S. 41.

32 Karl-Heinz KOHL: Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte. München 2003. Zu betonen ist freilich auch, dass in der Ethnologie/Kulturanthropologie nicht nur metaphorologische, sondern auch empirisch-soziologische Sachstudien betrieben werden. Vgl. dazu Hans Peter HAHN: Monographien zur materiellen Kultur in Afrika. In: *Anthropos* 98, 2003, S. 19–29; DERS.: Dinge als Zeichen – eine unscharfe Beziehung. In: Ulrich Veit u.a. (Hg.): Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Münster u.a. 2003, S. 29–51; Gerd SPITTLER: Materielle Kultur. Plädoyer für eine Handlungsperspektive. In: *Zeitschrift für Ethnologie* 118, 1993, S. 178–181.

33 Claude LÉVI-STRAUSS, Didier ERIBON: Das Nahe und das Ferne. Eine Autobiographie in Gesprächen. Frankfurt a.M. 1988, S. 177.

kannt. Und tatsächlich ist der Abfall, der Stoff aus den Mülleimern und den Depo-
nien, zu einem vielfach behandelten Gegenstand der Kulturwissenschaften und zu
einer wichtigen Dingsorte der Museumsakquisition und -exposition geworden. Das
hat seinen Grund in dem oben erwähnten, ständig zunehmenden Relikthanfall und
der daraus resultierenden Ausweitung der Musealisierungsbestrebungen. Es gibt
zahlreiche museumsbezogene *rubbish-theories* von Michael Thompson,³⁴ James
Clifford³⁵ oder auch Arthur L. Danto.³⁶ Diese weisen z.T. explizit auf Benjamin
und Baudelaire zurück. Bei ihnen ist, wie man weiß, der Lumpensammler Meta-
pher für das in der Moderne gewandelte Verhältnis des Menschen zu den Dingen.
Die ethnologisch begründete Ausweitung des Sammelns auf den Bereich der All-
tags- und Banalkultur korrespondiert schließlich auch mit neueren Trends in der
Geschichtswissenschaft.

Selbst in der noblen, mit hoher wissenschaftlicher Dignität ausgestatteten *His-
torischen Zeitschrift* werden mittlerweile Überlegungen darüber angestellt, wie der
überlieferte Quellenbegriff im Interesse einer ständig zunehmenden anthropolo-
gie-, kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Forschung ausgeweitet werden kann.
Als Quellen gelten der *Historischen Zeitschrift* in einem informiert und reflektiert
argumentierenden Aufsatz aus dem Jahr 2004 alle „historischen Materialien, die
eine Rekonstruktion der Vergangenheit“ ermöglichen.³⁷ Die herkömmlichen For-
men der Quellenkritik werden durch medienanalytisch und semiotisch zugeschnit-
tene Verfahren der Quellenbefragung ersetzt. Dass im Abfall, in den dinglichen
Hinterlassenschaften des Mülls, möglicherweise besondere Informationspotenziale
stecken, ist eine Überlegung, die vor einiger Zeit auch Aleida Assmann angestellt
hat. Jacob Burckhardt folgend definiert sie Abfall als Spur und setzt diese in ei-
nen Gegensatz zum Text. Texte seien codierte Botschaften und damit bewusste
Artikulationen einer Epoche samt allen tendenziösen (Selbst-)Täuschungen.³⁸ Spu-
ren hingegen figurieren als indirekte Informationen, die das unwillkürliche Ge-
dächtnis einer Epoche dokumentieren, welches keiner Zensur und Verstellung un-
terliegt. Spuren gelten manchem deshalb als die aufschlussreichere Quelle, denn
den „stummen“ und indirekten Zeugen wird ein höherer Grad an Wahrhaftigkeit
zugesprochen.

Der Katalog zur warholschen *time-capsules*-Ausstellung, die 2003 im Frank-
furter Museum für Moderne Kunst gezeigt wurde, setzte auf dieses Prinzip der
Authentizitätssteigerung qua Müll, *trash* und Abfall. Ausgebreitet war der Inhalt

34 Michael THOMPSON: Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Stuttgart 1981.

35 James CLIFFORD: Sich selbst sammeln. In: Gottfried Korff, Martin Roth (Hg.): Das histori-
sche Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a.M. 1990, S. 87–106.

36 Vgl. dazu: Arthur C. DANTO: Die Verklärung des Gewöhnlichen. Eine Philosophie der
Kunst. Frankfurt a.M. 1984.

37 Fabio CRIVELLARI, Marcus SANDEL: Forschungsstand und Perspektiven einer interdisziplin-
ären Zusammenarbeit von Geschichts- und Medienwissenschaft. In: Historische Zeit-
schrift 277, 2004, S. 619–654.

38 Aleida ASSMANN: Texte, Spuren, Abfall: die wechselnden Medien des kulturellen Gedäch-
tnisses. In: Hartmut Böhme, Klaus R. Scherpe (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften.
Positionen, Theorien, Modelle. Reinbek b. Hamburg 1996, S. 96–111. Zum Abfallthema
immer noch aufschlussreich Ludolf KUCHENBUCH: Abfallpräsentation im Freilichtmuseum.
Historisierende Vorbemerkungen. In: Konrad Bedal, Hermann Heidrich (Hg.): Freilicht-
museum und Sozialgeschichte. Referate des Symposions am Fränkischen Freilandmuseum
vom 7. bis 8. November 1985. Bad Windsheim 1986, S. 122–137.

von 15 der über 600 *time-capsules*, Umzugskartons, in denen Warhol materiale Reste seines Alltags entsorgt hatte: Telefonnotizen, Plattencover, Schreibutensilien, Kunstblumen, Unterhosen, Devotionalien etc. So war ein dinghaftes Register des Alltäglichen zusammengekommen, das, so behauptete jedenfalls der Katalog, näher am Leben des Künstlers und seiner Zeit sei als offizielle biografische Dokumente oder Kunstwerke. Im Vorwort hieß es: „Wie Tocquevilles berühmte Metapher von der ‚Geschichte, die durch eine einzelne Träne wahrgenommen wird‘, erzählen Warhols abgenutzte Wegwerfartikel so viel mehr als jedes Geschichtsbuch jemals aufdecken könnte“³⁹. Und auch die Rezensionen zeigten sich durchweg beeindruckt von dem in den *time-capsules* arrangierten Kult einer authentischen Alltäglichkeit. In der FAZ war zu lesen: „Sich in der Gegenwart der Dinge zu entledigen und sie am Ende als Garant einer wahrhaften Dauer wiederzufinden, das ist die Lehre der *time-capsules*“⁴⁰.

Das Lesen, Dechiffrieren, Dekodieren (oder wie immer man es bezeichnen will) von Materialien, die als Museumsdinge im Einsatz sind – diese Verfahren verweisen auf den „langen Blick“, auf „the endless consideration“, von der Lorraine Daston spricht. *Endless Consideration* ist hier deshalb das fünfte Stichwort. Es stammt aus der Einleitung „Speechless“ zu dem kürzlich von Lorraine Daston edierten Sammelband *Things That Talk*.⁴¹ Was wie ein Widerspruch – *speechless* und *things that talk* – erscheint, ist keiner, wie der Band überzeugend belegt. „Talkiveness and thingness hang together“, so heißt es. Und damit ist ein Zusammenhang konstituiert, der durch Formen einer *endless consideration* erschlossen werden kann. Ein ähnliches Verfahren muss vor Jahren schon Aleida Assmann im Sinn gehabt haben, als sie sich Gedanken über die „Materialität der Kommunikation“ gemacht hatte und so auf den „langen Blick“, der Dingen gilt, gekommen war. Der „faszinierende“ Blick, „der sich von der Dichte der Oberflächenschicht nicht abzulösen vermag“, so Aleida Assmann, unterscheide sich vom „schnellen Blick des Lesens“⁴². Texte verlangen, so Assmann, die „schnelle Bewegung vom Buchstaben zum Geist, vom Besonderen zum Allgemeinen“.

Der „lange Blick“, der nach Aleida Assmann das Korrelat zu einer „wild- en Semiose“ ist, wird befördert durch die Fremdheit der Museumsobjekte. Zur Fremdheit kommt das Gegenständliche des Dings, als das dem erkennenden Subjekt entgegengestellte Objekt, das erkannt und begriffen sein will. Helmut Plessner hat in den 1920er Jahren in seiner *Anthropologie der Sinne* die visuellen Wahrnehmungsakte beim Betrachten von Dingen beschrieben.⁴³ Er sprach von einem phänomenologischen Stufengang, der von der „antreffenden Anschauung“ über die „innerwerdende Anschauung“ hin zur „füllenden Anschauung“ führt. Es ist unschwer zu erkennen, dass Plessners Seh-Theorie Ähnlichkeiten mit dem iko-

39 Andy Warhol's Time Capsules. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Moderne Kunst, Frankfurt am Main vom 27.9.2003–29.2.2004. Köln 2003, S. 8.

40 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1.10.2003.

41 Lorraine DASTON: Introduction. Speechless. In: Dies. (Hg.): *Things That Talk. Object Lessons from Art and Sciences*. New York 2004, S. 9–24, hier S. 11.

42 Aleida ASSMANN: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Hans Ulrich Gumbrecht, Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a.M. 1988, S. 237–251.

43 Helmut PLESSNER: Die Einheit der Sinne. In: *Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes* [1923]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften III (Anthropologie der Sinne)*. Frankfurt a.M. 1980, S. 105, 130f.

nologischen Schema Erwin Panofskys aufweist. Und im Grunde ist Panofskys Ikonologie ja auch nichts anderes als eine Theorie des genauen Betrachtens, um der Erkenntnis der unterschiedlichen Bedeutungsebenen und Sinnschichten eines Bildes – wie dann auch anderer Sichtbarkeitsarrangements – regelgeleitete Impulse zu geben.

Aus dem *Gegen-Ständigen*, dem *objectus*, ergibt sich die antreffende Anschauung, die in erweiterte Wahrnehmungsoperationen überführt wird. Sehen, darüber hat uns vor einiger Zeit Gottfried Boehm belehrt, ist kein voraussetzungsloser Vorgang, sondern ein durch die „Beteiligung der Erinnerung, des Wissens, des Gestaltungswillens und der Imaginationskraft [...] offener und vielfach beeinflussbarer“ Prozess. Die visuelle Wahrnehmung ist nach Boehm nicht nur eine Rezeption von optischen Eindrücken, sondern ein intentionales Tun, eine „bewusste Suche nach bestmöglicher Interpretation von Nervensignalen aus den Sinnesorganen“⁴⁴. Die besonderen, auf das Ding bezogenen Wahrnehmungsleistungen waren schon in den phänomenologischen Erkenntnis Konzepten der 1920er Jahre differenziert herausgearbeitet worden – etwa in der Theorie des Ansehens von Hans Lipps⁴⁵ (also: man sieht den Dingen etwas an) oder des Mitsehens (man sieht in den Dingen etwas mit) oder des „Sehens-Als“ (man sieht die Dinge als Repräsentanten). All dies sind Konzepte, die im Rahmen der Wiederentdeckung der Erkenntnis fördernden Eigenschaften des Dings, wie wir sie in den letzten Jahren erleben, zurückgewonnen werden, wobei gerade das Anstößige, Gegenständliche, Kantige der Dinge, also die *obdurate objecthood*, wie Lorraine Daston es nennt, eine spezifisch epistemische Qualität darstellen. Im Unterschied zur Welterfahrung über die Medien, in denen sich die Realität in sekundären Bildern vermittelt, setzt die Dingerfahrung im Museum auf die Erfahrung des Körpers im Raum, auf das Gegenwärtigsein von Distanz und Nähe.

Eines der anregendsten neueren Konzepte, die sich mit dem Verhältnis von Ding und Perzeption beschäftigen, ist das des epistemischen Dings. Es stammt aus dem gleichen intellektuellen und institutionellen Umkreis wie Lorraine Dastons theoretische und empirische Beobachtungen zur *talktiveness* und *thingness*, nämlich aus dem Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte. Es wird hier als sechstes Stichwort aufgegriffen. Hans-Jörg Rheinberger hat das, was das epistemische Ding ausmacht, erstmals am Beispiel der Proteinsynthese beschrieben. Denn er ist beides: Bio- und Geisteswissenschaftler, genauer Molekularbiologe und Historiker. Epistemische Dinge sind für ihn Erkenntnisgegenstände, die im Laufe von Beobachtungs- und Analyseprozessen bestimmte Bedeutungen oder begriffliche Gestalt annehmen. Es sind Dinge, über die wir Wissen gewinnen können. Im epistemischen Ding, so Rheinberger, „steckt unaufhebbar das Moment der Überraschung [...] seine Widerständigkeit fordert uns eher herein als heraus“⁴⁶.

44 Gottfried BOEHM: Sehen. Hermeneutische Reflexionen. In: Ralf Konersmann (Hg.): Kritik des Sehens. Leipzig 1997, S. 272–298, hier S. 284. Zur Theorie des Sehens neuerdings auch Eva SCHÜRMANN: Sehen als Praxis. Ethisch-ästhetische Studien zum Verhältnis von Sicht und Einsicht. Frankfurt a.M. 2008.

45 Hans LIPPS: Werke I. Untersuchungen zur Phänomenologie der Erkenntnis, 1. Teil: Das Ding und seine Eigenschaften. Frankfurt a.M. 1976. Vgl. dazu auch Achim HAHN: Erfahrung und Begriff. Zur Konzeption einer soziologischen Erfahrungswissenschaft als Beispiels hermeneutik. Frankfurt a.M. 1994, S. 70–82; DASTON (wie Anm. 41), S. 11.

46 Hans-Jörg RHEINBERGER: Objekt und Repräsentation. In: Bettina Heintz, Jörg Huber (Hg.): Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und vir-

Rheinbergers Konzept ist anschlussfähig: zum einen an die museumsdingbezogene Staunens- und Faszinationstheorie von Stephen Greenblatt⁴⁷ und zum anderen an die Theorie des *pedagogic objects*, wie sie von Tony Bennett⁴⁸ ausgearbeitet worden ist. Sehen – Neugier – Erkenntnis, so geht der Dreischritt, den Greenblatt am Beispiel eines musealisierten Objekts, eines Kardinalhuts, in seinem berühmten Essay *Resonanz und Staunen* nachgezeichnet hat. Sehen und Erkennen werden über das Staunen verschwistert. Ähnlich ist die Argumentation von Tony Bennett, der die Dominanz des Auges im „sensory regime of the museum“ zur Grundlage einer Dingtheorie gemacht hat und in der Verschränkung von „curiosity, wonder and close visions“ die Leistungen der „eye-directed“ Dingerkenntnis sieht.⁴⁹ In allen drei Fällen werden Wahrnehmungs- und Wissensformen in Kombination gebracht. Bei Rheinberger ist es die epistemische Kraft des Dings, die in expositorischen Experimentalordnungen Wissen erzeugen kann. Bei Greenblatt ist es die kulturelle Energie der Dinge, deren Bedeutungsdimensionen in *endless considerations* erschlossen werden. Die kulturelle Energie zieht den Besucher in Bann und bindet so den „langen Blick“. Bei Bennett wird die Anmutungskraft der Dinge als kognitives Steuerungsinstrument stark gemacht und keineswegs, wie der Begriff *pedagogic objects* es nahelegen könnte, didaktisch herunterdividiert – mit dem Ziel, das Museumsding in seiner Vieldeutigkeit und in seinem Vermögen zur Metaphorizität zu beeinträchtigen. Bennett plädiert im Gegenteil für die Zusammenführung epistemischer und sensorischer Regeln, Regeln, die sich in der Geschichte des europäischen Museums herausgebildet haben.⁵⁰

Mit dem Konzept des epistemischen Dings, so wie Rheinberger es in unterschiedlichen Texten und Kontexten vorgestellt hat, scheint ein für die Dingüberlegungen des Museums durchaus tragfähiges Orientierungssystem zur Diskussion gestellt. In ihm lassen sich nicht wenige der Fragen, die im Rahmen der sechs Stichwörterläuterungen hier aufgeworfen worden sind, bündeln. Das Konzept des epistemischen Dings leistet viel, weil es viel zulässt, vor allem weil es sich offen gegenüber den Strategien einer *aisthesis*, einer sinnlichen Erkenntnis, verhält. Hervorzuheben ist besonders, dass mit dem epistemischen Ding starke kognitive Aspekte in die Dingbetrachtung eingespielt und so die primär affektiv und emotional ausgerichteten Dingansichten der Kompensationstheorien der 1980er/90er Jahre konterkariert und relativiert werden.

P.S.

Vorgenommen wurde eine Sichtung in praktischer Absicht. Sie lässt Fragen über Fragen offen. Es erfolgte eine Konzentration auf die Fragen, die in den letzten Jahren eine Diskurs leitende Rolle spielten. Namen wurden genannt, viele, vielleicht zu viele. An einem *name dropping* war den Überlegungen nicht gelegen.

tuellen Welten. Zürich, Wien, New York 2001, S. 55–61; DERS.: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen 2001. Jetzt neuerdings auch DERS.: Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie. Frankfurt a.M. 2008.

47 Stephen GREENBLATT: *Resonanz und Staunen*. In: DERS.: *Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern*. Frankfurt a.M. 1955, S. 7–29.

48 BENNETT (wie Anm. 11).

49 Ebd., S. 364.

50 Vgl. dazu Stephen BANN: *Historical Text and Historical Object. The Poetics of the Musée de Cluny*. In: *History and Theory* XVII, 1978, S. 251–266.

Mit der großen Zahl der genannten Namen wird freilich auch deutlich, welche interdisziplinäre Breite, welche Vielfalt und Vielgestalt das Nachdenken über Museumsdinge mittlerweile angenommen hat.

Literatur

- Archäologie des Wahnsinns. Ein Symposium über Relikte des Kalten Kriegs in Potsdam. In: *Süddeutsche Zeitung* vom 8.6.2004.
- Hannah ARENDT: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München 1981.
- Aleida ASSMANN: *Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose*. In: Hans Ulrich Gumbrecht, Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. Frankfurt a.M. 1988, S. 237–251.
- Andy Warhol's Time Capsules. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Moderne Kunst, Frankfurt am Main vom 27.9.2003–29.2.2004. Köln 2003.
- Aleida ASSMANN: *Texte, Spuren, Abfall: die wechselnden Medien des kulturellen Gedächtnisses*. In: Hartmut Böhme, Klaus R. Scherpe (Hg.): *Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle*. Reinbek b. Hamburg 1996, S. 96–111.
- Aleida ASSMANN: *Zur Mediengeschichte des kulturellen Gedächtnisses*. In: Astrid Erll, Ansgar Nünning (Hg.): *Medien des kulturellen Gedächtnisses*. Berlin, New York 2004, S. 45–60.
- Jan ASSMANN: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt a.M. 1988, S. 9–19.
- Stephen BANN: *Historical Text and Historical Object. The Poetics of the Musée de Cluny*. In: *History and Theory* XVII, 1978, S. 251–266.
- Hans BELTING: *Das Museum. Ein Ort der Reflexion, nicht der Sensation*. In: *Merkur* 640, 2002, S. 649–662.
- Tony BENNETT: *Pedagogic Objects, Clean Eyes, and Popular Instruction. On Sensory Regimes and Museum Didactics*. In: *Configurations* 6, 1998, S. 345–371.
- Gottfried BOEHM: *Sehen. Hermeneutische Reflexionen*. In: Ralf Konersmann (Hg.): *Kritik des Sehens*. Leipzig 1997, S. 272–298.
- Horst BREDEKAMP, Gabriele WERNER: *Oberflächen der Theorie*. Berlin 2003.
- James CLIFFORD: *Sich selbst sammeln*. In: Gottfried Korff, Martin Roth (Hg.): *Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*. Frankfurt a.M. 1990, S. 87–106.
- Fabio CRIVELLARI, Marcus SANDEL: *Forschungsstand und Perspektiven einer interdisziplinären Zusammenarbeit von Geschichts- und Medienwissenschaft*. In: *Historische Zeitschrift* 277, 2004, S. 619–654.
- Arthur C. DANTO: *Die Verklärung des Gewöhnlichen. Eine Philosophie der Kunst*. Frankfurt a.M. 1984.
- Lorraine DASTON: *Introduction. Speechless*. In: Dies. (Hg.): *Things That Talk. Object Lessons from Art and Sciences*. New York 2004, S. 9–24.
- Die Dinge des Liebens*. In: *Der Tagesspiegel* vom 31.1.2010, S. S3.
- Knut EBELING: *Die Mumie kehrt zurück. Zur Aktualität des Archäologischen zwischen Philosophie, Kunst und Technik*. In: *Weimarer Beiträge* 48, 2002, S. 273–289.

- Knut EBELING, Stefan ALTEKAMP: Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten. Frankfurt a.M. 2004.
- Hans Magnus ENZENSBERGER: Museum der modernen Poesie. Frankfurt a.M. 1960.
- Michael C. FRANK u.a. (Hg.): Fremde Dinge. Bielefeld 2007 (Zeitschrift für Kulturwissenschaften 1, 2007).
- Freiheit für die Schlümpfe. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.5.2009, S. 31.
- Stephen GREENBLATT: Resonanz und Staunen. In: Ders.: Schmutzige Riten. Betrachtungen zwischen Weltbildern. Frankfurt a.M. 1955, S. 7–29.
- Hans Ulrich GUMBRECHT: Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz. Frankfurt a.M. 2004.
- Achim HAHN: Erfahrung und Begriff. Zur Konzeption einer soziologischen Erfahrungswissenschaft als Beispielshermeneutik. Frankfurt a.M. 1994.
- Hans Peter HAHN: Dinge als Zeichen – eine unscharfe Beziehung. In: Ulrich Veit u.a. (Hg.): Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Münster u.a. 2003, S. 29–51.
- Hans Peter HAHN: Monographien zur materiellen Kultur in Afrika. In: Anthropos 98, 2003, S. 19–29.
- Barbara KIRSHENBLATT-GIMBLETT: Objects of Ethnography. In: Ivan Karp, Steven D. Lavine (Hg.): Exhibiting Cultures. The Poetics and Politics of Museum Display. Washington, London 1991, S. 386–443.
- Karl-Heinz KOHL: Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte. München 2003.
- Gottfried KORFF: Bildung durch Bilder? In: Historische Zeitschrift 244, 1987, S. 93–113.
- Gottfried KORFF: Das ethnographische Museum: Schule des Befremdens? In: Attila Paládi-Kovács u.a. (Hg.): Times, Places, Passages. Ethnological Approaches in the New Millennium. Plenary Papers of the 7th SIEF-Conference. Budapest 2001, S. 133–151.
- Gottfried KORFF, Martin ROTH (Hg.): Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik. Frankfurt a.M. 1990.
- Ludolf KUCHENBUCH: Abfallpräsentation im Freilichtmuseum. Historisierende Vorbemerkungen. In: Konrad Bedal, Hermann Heidrich (Hg.): Freilichtmuseum und Sozialgeschichte. Referate des Symposions am Fränkischen Freilandmuseum vom 7. bis 8. November 1985. Bad Windsheim 1986, S. 122–137.
- Claude LÉVI-STRAUSS, Didier ERIBON: Das Nahe und das Ferne. Eine Autobiographie in Gesprächen. Frankfurt a.M. 1988.
- Hans LIPPS: Werke I. Untersuchungen zur Phänomenologie der Erkenntnis. 1. Teil: Das Ding und seine Eigenschaften. Frankfurt a.M. 1976.
- Hermann LÜBBE: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982.
- André MALRAUX: Das imaginäre Museum. Frankfurt a.M., New York 1987.
- Odo MARQUARD: Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur. In: Andreas Grote (Hg.): Macrococosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800. Opladen 1994, S. 910–918.
- Dieter MERSCH: Ereignis und Aura. Untersuchung zu einer Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M. 2002.
- Herta MÜLLER: Jedes Wort weiß etwas vom Teufelskreis. In: Der Tagesspiegel vom 8.12.2009, S. 23.
- Orhan PAMUK: Das Museum der Unschuld. München 2008.

- Patriotismus der Heimwerker. In: Der Spiegel vom 5.5.2009, S. 146–149.
- Helmut PLESSNER: Die Einheit der Sinne. In: Grundlinien einer Ästhesiologie des Geistes [1923]. In: Ders.: Gesammelte Schriften III (Anthropologie der Sinne). Frankfurt a.M. 1980.
- Krzysztof POMIAN: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln. Berlin 1988.
- Hans-Jörg RHEINBERGER: Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas. Göttingen 2001.
- Hans-Jörg RHEINBERGER: Objekt und Repräsentation. In: Bettina Heintz, Jörg Huber (Hg.): Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Zürich, Wien, New York 2001, S. 55–61.
- Hans-Jörg RHEINBERGER: Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie. Frankfurt a.M. 2008.
- Ulrich SARCINELLI: Politische Inszenierung im Kontext des aktuellen Politikvermittlungsgeschäfts. In: Sabine R. Arnold, Christian Fuhrmeister, Dietmar Schiller (Hg.): Politische Inszenierung im 20. Jahrhundert. Zur Sinnlichkeit der Macht. Wien, Köln, Weimar 2003, S. 146–157.
- Eva SCHÜRMANN: Sehen als Praxis. Ethisch-ästhetische Studien zum Verhältnis von Sicht und Einsicht. Frankfurt a.M. 2008.
- Leanne SHAPTON: Bedeutende Objekte und persönliche Besitzstücke aus der Sammlung von Lenore Doolan und Harold Morris, darunter Bücher, Mode und Schmuck. Berlin 2009.
- Edward SHILS: The Endurance of Past Objects. In: Ders.: Tradition. London 1981, S. 63–161.
- Peter SLOTERDIJK: Museum. Schule des Befremdens. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Magazin vom 17.3.1989.
- Werner SPIES: Ein Blick, der heute möglich ist, wird morgen nicht mehr sein. Schockierende Konfession der Zerbrechlichkeit des Menschen. Das Ver-mächtnis des Ethnologen Claude Lévi-Strauss. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 6.12.2003, S. 41.
- Gerd SPITTLER: Materielle Kultur. Plädoyer für eine Handlungsperspektive. In: Zeitschrift für Ethnologie 118, 1993, S. 178–181.
- Anke TE HEESSEN, Petra LUTZ (Hg.): Dingwelten. Das Museum als Erkenntnisort. Köln, Weimar, Wien 2005.
- Michael THOMPSON: Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten. Stuttgart 1981.
- Ulrich VEIT: Der Archäologe und das Fremde: Zur Erkenntnisstruktur der Ur- und Frühgeschichtswissenschaft. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 128, 1998, S. 125–137.
- Ulrich VEIT u.a. (Hg.): Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur. Münster u.a. 2003.
- Monika WAGNER, Dietmar RÜBEL (Hg.): Material in Kunst und Alltag. Berlin 2002.
- Beat WYSS: Habsburgs Panorama. Zur Geschichte des kunsthistorischen Museums in Wien. In: Gert Melville (Hg.): Institutionalität und Symbolisierung: Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart. Köln, Weimar, Wien 2001, S. 559–567.
- Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Rosmarie Beier, Gottfried Korff (Hg.): Zeitzeugen. Ausgewählte Objekte aus dem Deutschen Historischen Museum. Berlin 1992, S. 277–281.

Die Dinge der Macht

Wilhelm Tell, dritter Aufzug, dritte Szene: Bei Altorf hängt, wie vom kaiserlichen Landvogt Gessler angeordnet, auf einer Stange ein Hut, dem die Schweizer Landleute „Reverenz erzeigen“ sollen. Die beiden Wachpersonen bei der Stange beklagen, dass niemand vorbeikommen will, und einer von beiden berichtet von einem Ereignis, das so theatergerecht ist, dass es die Regisseure manchmal als Szene auf die Bühne bringen. Schiller belässt es beim Bericht:

„Sie müssen über diesen Platz, wenn sie
Vom Rathaus kommen um die Mittagsstunde.
Da meint ich schon, 'nen guten Fang zu tun,
Denn keiner dachte dran, den Hut zu grüßen.
Da sieht's der Pfaff, der Rösselmann – kam just
Von einem Kranken her – und stellt sich hin
Mit dem Hochwürdigen, grad vor die Stange –
Der Sigrist musste mit dem Glöcklein schellen,
Da fielen all aufs Knie, ich selber mit,
Und grüßten die Monstranz, doch nicht den Hut.“

Auf diese Weise werden zwei verschiedene Symbole kontrastiert. Die geweihte Hostie verkörpert das Allerheiligste; die Qualität als materiales Ding wird gewissermaßen von der Bedeutung verzehrt. Der Hut dagegen fordert zwar eine vergleichbare Identifikation mit der dahinterstehenden Macht, bleibt aber als willkürliche Setzung in Frage gestellt.

In unterschiedlichen Kommentaren bringt Schiller noch eine ganze Reihe von Abstufungen zur Geltung. Der Ausrufer verkündet als Gebot des Landvogts, dass „dem Hut soll gleiche Ehre wie ihm selbst geschehen“¹. Die Passanten verweigern den Gruß; und auch Tell reagiert unwillig, als ihn sein Sohn auf den Hut aufmerksam macht: „Was kümmert uns der Hut?“ Die beiden Wächter distanzieren sich ebenfalls, solange sie allein sind; von einem „Popanz auf der Stange“ spricht der eine und der andere von einem „nährischen Befehl“. Aber sie stehen zu ihrem Auftrag und beschuldigen Tell: „Des Landvogts oberherrliche Gewalt / Verachtet er und will sie nicht erkennen“. Der Landvogt selbst sagt zu dem festgehaltenen Tell:

„Verachtest du so deinen Kaiser, Tell,
Und mich, der hier an seiner Statt gebietet,
Dass du die Ehr versagst dem Hut, den ich
Zur Prüfung des Gehorsams aufgehangen?“

Mit der Absicht der „Prüfung des Gehorsams“ räumt er die eigene Willkür ein; aber mit der Berufung auf den Kaiser sucht er den Hut in den Rang höherer, kaum angreifbarer Würde zu rücken. Dass er damit dem Gefühl der Leute näher kommt,

1 Erster Aufzug, dritte Szene.

geht aus der früheren Bemerkung eines Gesellen hervor, der sich über den Hut empört, aber hinzufügt: „Wärs noch die kaiserliche Kron!“²

Sucht man die zuerst angeführte Kontrastierung – Verhalten gegenüber der Monstranz versus Einstellung zum Hut – systematisch zu fassen, so bietet sich zunächst die Kategorisierung an, dass im religiösen Bereich andere Gesetze gelten als in weltlichen Konstellationen. Aber die Bezugnahme auf die Krone erinnert an Dinge der weltlichen Macht, die in gleicher Weise in eins gesetzt wurden mit dem, was sie verkörpern. Gewiss wirkte dabei die Ableitung staatlicher Herrschaft aus Gottes Gnade mit, eine Vorstellung, die zwar von Regenten auch strategisch vorgeschoben werden konnte, die aber mindestens bis in die Frühe Neuzeit auch bei den Untertanen die Einstellung zur Herrschaft bestimmte.³ Die Trennlinie in der Entwicklung verlief aber weniger zwischen religiös und säkular als zwischen irrational (vielleicht sollte man vorsichtiger sagen: vorrational, um nicht vorschnell eine negative Bewertung in den historischen Ablauf hineinzutragen) und rational.

Die angemessene Einschätzung verschiedener Dinge der Macht fordert den Rückhalt einer Symboltheorie. Ich greife dabei auf einen Ansatz zurück, der heute weithin vergessen ist, der aber vorzeichnet, was auch in jüngeren Theorien zum Ausdruck kommt. In seinem letzten Lebensjahr, 1887, veröffentlichte der Ästhetiker und Philosoph Friedrich Theodor Vischer den Aufsatz „Das Symbol“⁴. Vischer geht aus von Hegels Bemerkung, dass im Symbol „eine Unangemessenheit liegt“: Einem an sich vieldeutigen Bild wird ein eindeutiger Sinn und Bezug unterlegt. In einer frühen Stufe wird diese Verbindung in einer Weise hergestellt, „die als dunkel und unfrei zu bezeichnen ist“⁵. Vischer rechnet ihn vor allem „dem religiösen Bewusstsein“ zu, und er zeigt am Beispiel des Abendmahls, wie Bild und Bedeutung zusammengehen – er spricht von „Identifizierung“ und „Aneignung“, aus rationaler Sicht von einer „Verwechslung des Symbols mit der Sache“⁶. Der „magischen Gewalt“ und „gläubigen Personifikation“⁷ stellt Vischer „das gebildet freie Bewusstsein“⁸ gegenüber, für welches das Mythische „nicht sächliche Wahrheit ist“⁹. Wohl aber kann es symbolische Wahrheit sein – für Vischer eine ästhetische Kategorie, die durch „Einfühlung“ zustande kommt.¹⁰ Vischer spricht vom „poetischen Glauben“, und er betont: „neben oder hinter ihm bleibt das helle Bewusstsein bewahrt, dass diese Gebilde Phantasiewerk sind“¹¹. Es besteht keine affektive Bindung mehr an das Ding oder Bild, distanzlose Identifikation ist un-

2 Ebd.

3 Vgl. den Artikel Herrschaft in: Otto BRUNNER et al. (Hg.): *Geschichtliche Grundbegriffe* Bd. 3. Stuttgart 1982, S. 1–102, hier S. 2.

4 Friedrich Theodor VISCHER: *Das Symbol*. In: Ders.: *Kritische Gänge*. Bd. 4. 2., verm. Aufl. München 1922, S. 420–456. Zu Vischer allgemein vgl. Friedrich Theodor VISCHER: *Kritische Skizzen*, eingeleitet und herausgegeben von Hermann Bausinger. Tübingen 2009.

5 VISCHER: *Das Symbol* (wie Anm. 4), S. 424.

6 Ebd., S. 424f.

7 Ebd., S. 425f.

8 Ebd., S. 431.

9 Ebd., S. 429.

10 Ebd., S. 435. Vischer übernimmt diesen Terminus der Dissertation seines Sohns Robert (Über das optische Formgefühl – ein Beitrag zur Ästhetik. Tübingen 1872), die ihrerseits auf den Theorien des Vaters basiert.

11 VISCHER: *Das Symbol* (wie Anm. 4), S. 427f.

möglich; aber die Einfühlung erlaubt die symbolische Verknüpfung von Gegenstand und Bedeutung als – durchaus ernstes – Spiel.

Aby Warburg beschäftigte sich gründlich mit Vischers Symbolkonzept. Er fasst den Gegensatz auf der Bewusstseinssebene noch schärfer als den von „magisch-verknüpfendem und logisch-sonderndem Symbol“¹² und erklärt Kultur als Vermittlungsschritt zwischen diesen beiden konträren Bereichen. Eine vergleichbare Opposition bestimmt auch Victor Turners Unterscheidung von „liminalem“ und „liminoidem“ Symbolverständnis:¹³ Das Liminale, nach Turner charakteristisch für tribale Gesellschaftsstufen, identifiziert Dinge und gegebenenfalls Bilder und auch Namen mit der darin verkörperten Kraft und Macht; deutlich wird dies etwa in Formen des „Orendismus“, wie Friedrich Pfister nach einem Wort der Irokesen den Glauben an übersinnliche Kräfte in sinnlichen Objekten nannte.¹⁴ Das Liminoid ist dagegen eine freiere, oft spielerische Bestimmung des Symbolischen.

Der von Schiller geschilderte Umgang mit dem Gessler-Hut berührt alle Stufen des Symbolverständnisses. Der Landvogt zielt auf die Möglichkeit eines magischen Bezugs; er erwartet von den Untertanen die Identifikation des Zeichens mit der realen herrschaftlichen Macht. Man kann diese anvisierte Haltung als quasi-religiös bezeichnen, muss sich aber dabei vergegenwärtigen, dass die normierte weltliche Herrschaftssymbolik – etwa mit Krone, Zepter, Lanze, Schwert, Reichsapfel¹⁵ – keinen grundsätzlich anderen Charakter hatte. Nicht nur religiöse Reliquien waren als Träger magischer Kräfte begehrt und vielfach umstritten, auch herrschaftliche Devotionalien spielten lange Zeit eine wichtige Rolle, und auch Gegenstände aus dem tatsächlichen oder angeblichen Besitz von Künstlerinnen und Künstlern hatten (und haben teilweise immer noch) diese Funktion. Der Plan des Landvogts, mit dem herrschaftlichen Zeichen die Unterwerfung nicht nur zu demonstrieren, sondern auch zu befestigen, scheitert aber. Er scheitert konkret an der freiheitlichen Tradition der Schweizer, allgemeiner gesprochen an der Entmythologisierung von Herrschaft, die in revolutionären Schüben schon früher einsetzt, aber erst mit der Aufklärung durchschlagskräftig wird – mit wesentlichen Ausgangspunkten in Frankreich, wo Diderot im ersten Band seiner Enzyklopädie (1751) jegliches Recht zur Befehlsgewalt über Menschen in Frage stellt und Rousseau ein Jahrzehnt später die Idee des *Contrat social* entwickelt.¹⁶

Das bedeutet nicht das Ende der Herrschaftssymbolik; aber alle Dinge der Macht sind damit der kritischen Reflexion ausgesetzt, die sie, wie in den Tell-Szenen, als Popanz durchschauen und zurückweisen kann. Der Fortbestand der symbolischen Geltung ist unter zwei konträren Bedingungen möglich. Er kann über die Sanktionsgewalt der Herrschaft erzwungen, er kann aber auch freiwillig anerkannt werden. In diesen gegensätzlichen Figurationen spiegelt sich das Dop-

12 Bernhard BUSCHENDORF: Zur Begründung der Kulturwissenschaft. Der Symbolbegriff bei Friedrich Theodor Vischer, Aby Warburg und Edgar Wind. In: Horst Bredekamp et al. (Hg.): Edgar Wind. Kunsthistoriker und Philosoph. Berlin 1998, S. 227–248, hier S. 231.

13 Victor TURNER: Vom Ritual zum Theater. Der Ernst des menschlichen Spiels. Frankfurt a.M., New York 1989.

14 Vgl. Friedrich PFISTER: Orendismus. In: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, hg. von Hanns Bächtold-Stäubli, Bd. VI. Berlin, Leipzig 1934/35, Sp. 1294–1306.

15 Percy Ernst Schramm hat die geschichtliche Entwicklung dieser Zeichen detailliert behandelt; s. Percy Ernst SCHRAMM: Herrschaftszeichen und Staatssymbolik. 4 Bde., Stuttgart 1953–1956.

16 Vgl. Artikel Herrschaft (wie Anm. 3), S. 49.